

# REZENSIONARTIKEL

---

## Widersprüche des Kopfes und Widersprüche der Gesellschaft\*

Rainer Lucas, Reinhard Pfriem und Hans-Dieter Westhoff (Hrsg.):  
Arbeiten am Widerspruch – Friedrich Engels zum 200. Geburtstag.  
Marburg: Metropolis 2020, 596 S., 48,00 €, ISBN 978-3-7316-1400-5

---

### 1. Vom „jungen“ zum „reifen“ Engels

Auch 125 Jahre nach seinem Tod erscheint vielen Menschen Friedrich Engels, geboren und aufgewachsen im heutigen Wuppertaler Stadtteil Barmen, als eine Art jüngerer und kleinerer Bruder von Karl Marx, eine Einschätzung, die Engels wohl selber noch dadurch gefördert hat, dass er sich in ihrem engen und fast lebenslangen Zusammenwirken nur „die zweite Violine“ spielen sah. Eine der Absichten dieses Jubiläumsbandes ist es zweifellos, dieses Bild ein wenig zurechtzurücken. Eindrucksvoll geschieht das gleich zu Beginn von Teil 1 *Leben, Suchen, Emanzipieren* in dem Beitrag „Strategisches Suchen in der Gesellschaftskrise“ von Michael Brie (Berlin), der kenntnisreich und detailliert den intellektuellen und sozialen Reifungsprozess von Engels in Manchester nachzeichnet, also noch bevor die enge Kooperation mit Marx begann. Der „Preis“ für Engels' „Marxist-Werden“: „Er konzentrierte sich ganz darauf, dem Weg zu folgen, den er gemeinsam mit Marx gefunden hatte“ (S. 61). Der fragliche Lebensabschnitt davor ist also einer Herausarbeitung von Engels eigenständigem Beitrag besonders zugänglich.

Heinz D. Kurz (Graz) geht dieser Frage weiter nach anhand des Engels-Textes „Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie“ (1844), der den ersten ernsthaften Kontakt des jungen, hegelianisch geschulten Philosophen Marx zum Themenfeld „Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft“ bildete. Dass Engels dabei von „Nationalökonomie“ – einem neben Dänemark und Schweden nur im deutschen Sprachraum geläufigen Begriff – spricht, obwohl er sich in erster Linie auf englische und französische Autoren, meist aus Sekundärquellen, stützt, ist auffällig, und dass er sie als „komplette Bereicherungswissenschaft“ einseitig und verzerrt darstellt, mitunter gestützt auf Fehlinterpretationen, ist kritikwürdig; doch all diese Defizite ändern nichts daran, dass Marx' Ökonomiebild im Guten wie im Bösen stark, aber keineswegs vollständig durch diesen Text seines Freundes geprägt wird. Natürlich bleibt Marx nicht bei diesen „Umrissen“ stehen, er frequentiert später den Lesesaal des British Museum und holt sich Rat in konkreten ökonomischen Fragen

---

\* Für hilfreiche Anmerkungen danke ich Richard Bräu (Greifswald) sowie Gerhard Casper (Stanford, Ca./Berlin) und Cornelia Layher (Neckargemünd). – Eine kompakte Zusammenstellung von Basisdaten und Basiswissen zu Engels, auch in seiner Beziehung zu Marx, gibt Georg Fülberth: Friedrich Engels. Köln 2018.

bei seinem Freund. Engels lernt ebenfalls dazu, indem er seine praktische Erfahrung und die empirische Evidenz durch eine nachholende Auseinandersetzung mit ökonomischer Literatur vervollständigt und dabei durch den inzwischen schon weiter in das Fach vorgedrungenen Marx unterstützt wird.

Heinz D. Kurz kritisiert indes ganz zu Recht Engels' ersten ökonomischen Rundumschlag, bei dem dieser so tut, als ob es eine einheitliche Nationalökonomie und „den Ökonomen“ schlechthin gäbe, die es nur bloßzustellen gelte: Engels „verwischt (...) großzügig alle Gegensätze und Unterschiede zwischen Autoren und Schulen (...). Er lässt fast jedes Differenzierungsvermögen zwischen verschiedenen, zum Teil einander diametral gegenüberstehende[n] Auffassungen vermissen. Eine bessere Kenntnis des Fachs und seiner Vertreter (...) hätte seinen Furor merklich gedämpft“ (S. 72f.). Ist dieser Furor aber nur aus der moralischen Empörung des jungen Engels über „die“ Nationalökonomie angesichts der sozialen Zustände vor allem in England gespeist, die er gerade kennengelernt und 1845 in seiner „Lage der arbeitenden Klasse in England“ detailliert und aufrüttelnd dargestellt hatte, wie man ihm zugutehalten möchte? Oder steckt da auch etwas anderes dahinter?

In einem Bericht über seine Alpenüberquerung drei Jahre zuvor, publiziert in „Athenäum“, der „Zeitschrift für das gebildete Deutschland“, setzt Engels sich nicht mit sozialen, sondern sprachlichen Differenzen auseinander, wenn er *en passant* der Eigenheit des Rätoromanischen nachspürt, das die Sprachwissenschaft nicht richtig einzuordnen wisse und im Dunkeln lasse. Für ihn ist die Lösung denkbar einfach: „Will man einmal dies Idiom einiger Aufmerksamkeit würdigen, so ist der Vergleich mit den angränzenden Dialekten doch wohl das, was am Nächsten liegt. Dies aber hat man bisher unterlassen.“ Soviel er „bei flüchtiger Durchreise“ von sprachkundigen Leuten herausbekommen konnte, habe „die Wortbildung des Idiom sehr nahe Verwandtschaft mit dem des angränzenden lombardischen Dialekts, und nur mundartliche Verschiedenheiten von demselben“<sup>1</sup> Hier deutet sich eine ähnliche Überheblichkeit eines nur unzureichend informierten gegenüber einer sich heranbildenden Wissenschaft an wie im Fall der Nationalökonomie, und das lässt doch eher auf jugendliche Besserwisserie als auf reflektierte Auseinandersetzung mit komplizierten Sachverhalten schließen. Offen bleibt zunächst, ob dieser juvenile Charakterzug sich mit den Jahren bei Engels abgeschliffen hat oder nicht.

Der Beitrag von Michael R. Krätke (Lancaster) „Friedrich Engels und die Große Transformation des Kapitalismus“ hilft ein wenig zur Klärung dieser Frage, ob sich die jugendliche Besserwisserie von Engels im Laufe seines Lebens abgeschliffen hat, und die Antwort darauf ist ein vorsichtiges Ja. Sein mitunter schroffer Ton gegenüber Andersdenkenden muss im Kontext der damaligen Diskursführung ge-

<sup>1</sup> Friedrich Oswald [Pseudonym für F. E.]: Lombardische Streifzüge. I, in: Athenäum, Heft 48, Dezember 1841, S. 751–756, hier: S. 755. – Man darf freilich Engels nicht dafür verantwortlich machen, dass Benito Mussolini knapp 100 Jahre später ebenfalls die Eigenständigkeit des Rätoromanischen (und Ladinischen) gegenüber dem Italienischen in Frage gestellt hat, allerdings nicht als verhinderter Sprachwissenschaftler, sondern als politischer Propagandist überholter Großmachtambitionen.

sehen werden, und er mäßigt auch allmählich seinen Ton ein wenig, vor allem im hohen Alter. Engels korrigiert da selbst Fehleinschätzungen, die zum Teil 50 Jahre zurückliegen, und differenziert seine frühere jugendforsche Argumentationsweise, wie besonders seine Briefe belegen. Das ist einer der Gründe dafür, dass der mit ihm in den letzten Lebensjahren eng kooperierende Eduard Bernstein um 1900 in London so überrascht war, wie schlecht seine „revisionistischen“ Ideen in Berlin ankamen, wo man Engels' Flexibilität und Altersmilde in London wohl gar nicht recht mitbekommen hatte. Krätke zeigt auch, wie Engels seine ökonomietheoretischen Defizite aus dem Jahr 1845 nach und nach aufarbeitet und immer mehr auch in dieser Hinsicht zum kongenialen Partner von Marx wird, einmal ganz abgesehen von seinen großen editorischen Leistungen, die wichtige Teile des Marx'schen Werkes der Öffentlichkeit seiner Zeit überhaupt erst zugänglich gemacht haben.

Hans-Dieter Westhoff, einer der beiden Kuratoren des Engels-Festjahres 2020, präsentiert den Jubilar sodann als „modernen Mann“, aber zugleich in seinem zeitlichen und sozialen Umfeld in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nicht nur als „Wegbereiter von Sozialismus und Kommunismus, sondern auch als Teil eines Modernisierungsschubs für Säkularisierung, empirische Untersuchung von Sozial- und Wirtschaftssystemen, Anthropologie, Geschlechter- und Naturforschung“ (S. 41). Dieses positive, aber zu schlichte Bild eines „Modernisierers“ findet sich ebenso in zwei Beiträgen von Teil 2 *Weltanschauung, Religion, Materialismus* die den heranreifenden Engels einfach sukzessive der pietistischen Enge des Wuppertales entschwinden sehen, den „religiösen Wahn“ (Susanne Schunter-Kleemann) hinter sich lassend, der sich heute in Europa und den USA wieder vermehrt zu Wort und zur Macht melde. Ähnliche Assoziationen weckt Henrike Lerchs Aufsatz „Engels und die Dissidenten“, die den Beitrag der freireligiösen Bewegungen im 19. Jahrhundert zur Kritik an Institution und Macht der Kirche(n) skizziert. Hat Engels aber wirklich durch seine Wendung zur Religionskritik den Glauben seiner Kindheit und seines Elternhauses einfach wie einen unnütz gewordenen Kokon abgestreift und damit ein neues Reifestadium erreicht?

Susanne Schunter-Kleemann erwähnt zwar Philipp Jakob Spener (1635–1705), den Begründer des Pietismus in Deutschland, hat aber dessen jahrhundertlang prägendes Hauptwerk „*Pia desideria*“ (1676)<sup>2</sup> offensichtlich nicht zur Kenntnis genommen. Dort geht es zentral um die Besserung bestehender kirchlicher und damit auch gesellschaftlicher Verhältnisse auf Erden und so gut wie gar nicht darum, „dass man am Ende der Tage – wenn der Messias wiederkommt und sein Reich aufrichtet – zu den Auserwählten gehört, die an der Seligkeit seines himmlischen Reiches teilhaben dürfen“ (S. 166). Spener dagegen plädiert ausdrücklich (als drittes von insgesamt sechs „Mitteln“) für eine Neugestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen nach dem Grundsatz der tätigen Bruder- und Nächstenliebe und kritisiert eine praxisferne Sonntagstheologie, die es schon zu seinen Zeiten gab, mit dem Hinweis, „daß es mit dem Wissen im Christenthum durchaus

<sup>2</sup> Siehe Philipp Jakob Spener: *Pia desideria* oder Herzliches Verlangen nach Gottgefälliger Besserung der wahren Evangelischen Kirchen (Orig. 1676). Niesky bei Görlitz 1846, hier S. 68.

nicht genug sei, sondern daß es vielmehr in der Ausübung bestehe“. Er lehrt gegen eine nach außen inszenierte „Frömmerei“ einen seiner Meinung nach praxis-tauglichen Pietismus, dessen Keimzellen die *collegia pietatis*, religiöse Zusammenkünfte in Privathäusern, sein sollten. Man mag Speners (1676/1846, S. 48) normative Vorstellungen von Kirche als einem weitestgehend unkrautfreien „Weizenacker“ (mit so wenig „Heuchlern“ wie irgend möglich) für illusionär halten, sollte sie aber nicht einfach von der Erde in den Himmel verlegen. Auch die Unterschiede zwischen dem Pietismus Speners, klar lutherischer Provenienz, und der ebenfalls im Wuppertal, speziell im Umfeld von Engels, verbreiteten calvinistischen Prädestinationslehre, die Max Weber (1904/1920)<sup>3</sup> beachtet hat, sollte man nicht vorschnell in einem kirchenkritischen Einheitsbrei (vgl. S. 167) zusammenrühren.

Aber warum muss man in solchen Fragen überhaupt so genau sein? Nun, das Werk und das politische Engagement von Engels zeigen auch nach seiner längst vollzogenen Abwendung von der Religion plausible, aber meines Wissens bisher nicht umfassend untersuchte Spuren seiner pietistischen Erziehung. Das unterscheidet ihn von Marx, dessen christliche Taufe keine inhaltliche Glaubenszugehörigkeit bezeugte, sondern das *billet d'entrée* in die bürgerliche Gesellschaft darstellte. Hinsichtlich der künftigen sozialistischen Gesellschaft, die beide aus gutem Grund nie systematisch, sondern nur cursorisch behandeln, stimmen sie trotzdem fast gänzlich in einer prinzipiell harmonischen Grundvorstellung überein, wenn auch wohl aus unterschiedlichen Gründen: Bei dem dialektisch geschulten Philosophen Marx ist es offenkundig die Synthese des vom Kopf auf die Füße gestellten Hegel'schen Weltgeistes, die zur Ruhelage drängt. Bei Engels, der eine generell hegelianische Rhetorik des Widerspruchs als ständige Bewegung pflegt, könnten im Hinblick auf die anzustrebende Zukunft Speners Ideen von der „gottgefälligen Besserung der wahren evangelischen Kirchen“, die im deutschen Pietismus des 19. Jahrhunderts keineswegs verschwunden waren, noch eine – zumindest indirekte – Rolle gespielt haben, aber ebenso reformierte Vorstellungen vom „Reich Gottes“ oder vom „Bund Gottes mit seinem Volk“. Natürlich sind solche religiösen Spuren zunächst einmal bloße Vermutung; aber das ändert nichts daran, dass das auch in der DDR gern gepflegte Muster des problemlos vom Glauben zum Verstand herangereiften Engels zu einfach gestrickt ist.

Dieser Frage geht ebenfalls der Frankfurter Wirtschaftshistoriker Werner Plumpe nach, der den „Weg des jungen Friedrich Engels zur Ökonomie“ in seinem sehr informativen und quellengestützten Beitrag „Vom Supernaturalisten zum Kommunisten“ ohne Hagiographie und Häme nachzeichnet. Er sieht, etwa im „Kommunistischen Manifest“, eine Verbindung von „Weltgeschichte als Heilsgeschehen“, basierend auf eine „Art materialistisches Geschichtsverständnis (...)“, dessen „Duktus aber stark an eine Predigt erinnerte, ja die Verkündigung einer Art säkularisierter Heilsbotschaft enthielt“. Das so errichtete Gedankengebäude entsprach, „was zumeist zu wenig betont wird, geradezu mustergültig den in der Person von Friedrich Engels auffindbaren Prägungen“ (S. 213). Dazu zählt Plumpe pietis-

<sup>3</sup> Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus (1904), Kap. II, Tübingen 1920, hier S. 84f.

tisch-heilsgeschichtliche Vorstellungen, die später von Engels' Klassenkampf-rhetorik überlagert werden. Engels' frühe Kritik an der Bigotterie des Bürgertums im Wuppertal und anderswo beruht dagegen auf christlichen, ja selbst wieder pietistischen Wurzeln, nicht auf seiner erst später entwickelten materialistischen Geschichtsauffassung, die dann eine neue heilsgeschichtliche Orientierung mit sich brachte. Engels' Ablösungsprozess vollzog sich in Stufen, zwar rasch in einem Zeitraum von vier Jahren, verlief aber keineswegs harmonisch und widerspruchsfrei, Plumpe stößt immer wieder auf ähnliche und dem Pietismus eng verwandte Argumentations- und Verhaltensmuster, oft in Hegel'scher Redeweise. Und nicht zuletzt: Engels selbst sieht in seiner Spätschrift „Zur Geschichte des Urchristentums“ (1894, MEW 22, S. 446–473) Bezüge und Parallelen zwischen den Anfängen der Religion seiner Kindheit und Jugend und der frühen Arbeiterbewegung.

## 2. Die Entfaltung der Widersprüche

Ein bei Engels eindrucksvoller Zug, seine empathische Beziehung zu den Menschen, deren Lebens- und Arbeitsverhältnisse er untersucht und denen er sich nicht nur in seinem Vorwort zur „Lage der arbeitenden Klasse in England“, sondern ebenso im Forschungsprozess selbst direkt zuwendet, passt in gewisser Weise zu Speners Betonung der tätigen Bruder- und Nächstenliebe, und das gilt auch für den hohen Stellenwert, den beide der Praxis beimessen, Engels, weil er mit dieser Praxis beruflich und politisch eng verknüpft ist, Spener, weil er sie für den Prüfstein wahren Glaubens und Wissens hält. Engels' Diktum *The proof of the pudding is in the eating* könnte Spener durchaus zustimmen, auch wenn er es vermutlich etwas theologischer ausgedrückt hätte. Hier sehe ich ein durchaus positives (mögliches) Erbe bei Engels. Eine potentielle Erblast befürchte ich dagegen bei seiner in manchen Zügen pietistischer Orthodoxie nicht unähnlichen Rechthaberei, die immer wieder einmal aufblitzt. Am penetrantesten erscheint mir das in seiner Überhöhung des selbst vertretenen Sozialismus als „Wissenschaft“ und der Herabwürdigung alternativer Vorstellungen als „Utopie“, die zugleich der eigenen Kritikimmunität sowie der Brandmarkung seiner Kritiker als „Utopisten“ dient und eine inhaltliche Auseinandersetzung vereinfacht, ja erübrigt. Hier fühlt man sich an Philipp Jakob Speners „wahren Glauben“ erinnert, der (schon) auf Erden Heilsgewissheit verbürgt.

Eine faire Diskussionslage würde das Eingeständnis von Engels (und Marx) voraussetzen, dass sie selber ebenfalls eine Utopie vertreten, die aber keine wissenschaftlich begründete Zukunftsprognose darstellt, sondern eine normative Richtungsbestimmung für eine anzustrebende Zukunft. Diese kann dann sinnvoll mit anderen Entwürfen revisionistischer, reformistischer und liberaler Provenienz in vergleichenden Diskurs und politische Konkurrenz gesetzt werden. Das tut Engels aber nicht. In seiner Broschüre „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ (1880, MEW 22, S. 223) vertritt er eine sozialistische Idylle, in der „die Herrschaft des Produkts über die Menschen“ beseitigt und die „Anarchie innerhalb der gesellschaftlichen Produktion (...) durch planmäßige bewußte Organisation“ ersetzt wird: „Der Kampf ums Einzeldasein hört auf.“ Ganz anders liest sich das aber in seiner vor allem teils gegen, teils an die italienischen

„Antiautoritärer“ (meist Anhänger und Sympathisanten von Michail Bakunin) gerichteten Schrift „Von der Autorität“ (1873, MEW 18, S. 305–308). Diesen wirft er „einen regelrechten Kreuzzug“ gegen das vor, „was sie das *Autoritätsprinzip* nennen“ (ebd., S. 305). Es geht um funktionale und organisatorische Abhängigkeiten im großindustriellen Produktionsprozess, die Engels zufolge die technischen Zwänge und damit den Umfang der notwendigen Autorität immer größer werden lassen.

Über allfällige technologische Alternativen und organisatorische Umgestaltungen – heutzutage selbstverständliche Ansätze in der Theorie und Praxis von Unternehmen beim Umgang mit diesem Problem – denkt Engels nicht im Geringsten nach, sondern sieht hier nur unverrückbare Sach- und Technikzwänge, die „man“, also konkret die Arbeiterschaft, steigender Produktivität zuliebe hinnehmen müsse, und argumentiert, quasi hochaktuell, mit „Alternativlosigkeit“: Alles andere laufe auf Abschaffung der Großindustrie, Vernichtung der Dampfspinnerei und Rückkehr zum Spinnrad hinaus. Er bemüht sogar das Bild des „Schiffs auf hoher See“, das ohne absoluten und sofortigen Gehorsam gegenüber „dem Willen eines einzelnen“ (ebd., S. 306) Leib und Leben der Passagiere und der Besatzung aufs Spiel setze. Die sozialistische Idylle, sozusagen das „Reich Gottes“, muss der Großindustrie als dem „weltlichen Regiment“ und ihren Zwängen auch im Sozialismus den Vorrang geben. Man kann hier, wenn man will, Luthers Zwei-Regimenten-Lehre im Hintergrund am Werk sehen. Dann ist es nur konsequent, wenn der „mechanische Automat einer großen Fabrik (...) um vieles tyrannischer [ist], als es jemals die kleinen Kapitalisten gewesen sind, die Arbeiter beschäftigen“ (ebd.), und wenn Engels sich ebenso wenig eine flexible Arbeitszeitgestaltung vorstellen kann. Er möchte vielmehr die Arbeiter zumindest in puncto Arbeitszeit auch an den Toren der sozialistischen Fabriken mit der Parole willkommen heißen sehen: *Lasst alle Autonomie fahren, die Ihr eintretet!* Das ist bekanntlich eine Paraphrase des Satzes *Lasst, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren*, mit dem Dante in der „Göttlichen Komödie“ die armen Seelen auf ihrem letzten Weg am Eingang zum *Inferno*, also zur „Hölle“ begrüßt.<sup>4</sup> Viel religiöser geht es nicht mehr. Man kann sich fragen, wer der „einzelne“ ist, der die anderen auf den rechten Weg bringt und damit das Leben aller rettet, wenn sie ihm nur bedingungslos gehorchen. Vielleicht ist es Engels selbst, sei es als gedanklicher Fabrikherr, sei es als säkularisierter Bußprediger?

Der Erhalt der Naturgrundlagen von Leben und Wirtschaften, fokussiert in der globalen Klimakrise, ist heute ein weltweit und parteiübergreifend diskutiertes Zentralproblem. Eva Bockenheimer (Siegen) will „mit Friedrich Engels über Dialektik und die ökologische Krise der Gegenwart“ nachdenken, inspiriert von einem titelgebenden Zitat aus dem „Anti-Dühring“ (1878): „Die Natur ist die Probe auf die Dialektik“ (MEW 20, S. 22). Die gegen Eugen Dühring gerichtete Streitschrift und die posthume Sammlung von Artikeln und handschriftlichen Fragmenten-

<sup>4</sup> Da Engels' Artikel vor allem gegen (und an) die italienischen „Antiautoritärer“ gerichtet war, erschien er zuerst im *Almanacco Repubblicano* für das Jahr 1874 auf Italienisch, und da sind die Parallelen seiner Paraphrase mit Dantes Original noch eindrücklicher: Man braucht nur das Wort „speranza“ durch „autonomia“ zu ersetzen.



ten, die erstmals 1925 als „Dialektik der Natur“ (MEW 25, S. 307–570) erschien, dienen ihr als Nachweis der Aktualität von Engels' Überlegungen und als Richtigstellung – man könnte sagen: Ehrenrettung – der oft missverstandenen Dialektik, gerade im Bereich der Natur und der Naturwissenschaft. Allerdings ist ihre Schlussfolgerung „Durch unseren zerstörerischen Eingriff in die Natur, mit dem wir z. B. den Klimawandel und das Artensterben hervorbringen, vernichten wir letztlich unsere eigene Lebensgrundlage und damit mittelbar unser menschliches Leben selbst“ (S. 270) nicht zwingend auf Engels' Naturdialektik angewiesen; sie kann auch anders begründet werden, und das ist in der heute weit gefächerten ökologischen Literatur nicht unüblich.

Der Wirtschaftswissenschaftler und Wirtschaftsethiker Martin Büscher (Wuppertal/Bethel) kritisiert in seinem Beitrag „Sein ohne Bewusstsein“ die Art und Weise, wie „die neo-liberale Marktwirtschaft ihre eigenen ethischen Funktionsbedingungen aushöhlt und das gesellschaftliche Bewusstsein prägt“ (S. 249). Er nimmt, anknüpfend an Engels' „Umriss“, „die Kritik an der Loslösung, der naturwissenschaftlichen Verselbständigung und der quantitativen Engführung“ auf und überträgt sie „auf das normative Selbstverständnis der neoklassischen und darauf aufbauenden neo-liberalen Wissenschaften“ (S. 250). Dagegen setzt er die Forderung nach einer hermeneutischen Dimension der Ökonomie – es geht also um Begriffe wie „Sinn“ und „Verstehen“, und er findet dafür Ansatzpunkte bei Max Weber, Werner Sombart („Die drei Nationalökonomien“, 1930) und – in spiritueller Hinsicht – bei Sergij Bulgakov („Philosophie der Wirtschaft“, 1912/2014). Inwieweit diese entwicklungsfähig sind, bleibt allerdings offen. Am besten sehe ich hier die Chancen bei Max Weber, dessen – auch kleinste – ökonomische Fragmente jetzt vollständig und gut kommentiert in drei Bänden der Max Weber-Gesamtausgabe (MWG, 1984–2020) vorliegen. Sombart hat sich und anderen leider durch nicht nur wissenschaftliche, sondern auch politisch motivierte „Unklarheiten“ (antisemitische Vorurteile, Anbiederung an die „Hitlerregierung“) eine posthume Weiterentwicklung erschwert. Sergij Bulgakovs im vorrevolutionären Russland des frühen 20. Jahrhunderts erlernte Argumentationsweise ist nicht nur für eine am Mainstream orientierte Ökonomin wie Karen Horn, sondern ebenso für den eher heterodox gestimmten Rezensenten zumindest „schwierig“.<sup>5</sup> Im Grunde berechnete Hoffnungen scheint Büscher auf eine Weiterentwicklung der Ordnungstheorie von Walter Eucken zu setzen.

### 3. Zwei Rückblicke auf 1968

An dieser Stelle möchte ich vorweg auf einen Beitrag vom Ende des Sammelbandes näher eingehen, der mich wegen einiger Parallelen, aber auch Unterschiede zu meiner eigenen Begegnung mit Marx und Engels besonders angesprochen hat. Der Musiker, libertäre Autor und politische Aktivist Ulrich Klan, auf vielfältige Weise mit Wuppertal verbunden, gibt dort „Antworten auf Friedrich Engels“ auf dem Weg „von der Wissenschaft zu neuen Utopien“. Für ihn wie für mich

<sup>5</sup> Siehe die Beiträge der beiden Genannten in Barbara Hallensleben/Regula M. Zwahlen (Hrsg.): Philosophie der Wirtschaft im interdisziplinären Gespräch. Münster 2014.

war das Jahr 1968 prägend für die Auseinandersetzung mit Engels und natürlich auch mit Marx. Klan war damals 15-jähriger Teilnehmer eines Jugend-Theaterworkshops in West-Berlin und erlebte dort im August den Einmarsch der Sowjettruppen und ihrer Verbündeten in die ČSSR, der dem „Prager Frühling“ ein Ende bereitere. Nachdem der Sozialismus mit menschlichem Antlitz von seiner realsozialistischen Fratze gewaltsam verdrängt wurde, kam es in West-Berlin zu einer großen friedlichen Protestdemonstration, vor allem von Jugendlichen, und zwar „von links gegen die Sowjetunion“, eine für Ulrich Klan prägende Erfahrung. Mit dem ersten selbstverdienten Geld im Ferienjob hatte er Band I der Marx-Engels-Studienausgabe, herausgegeben von Iring Fetscher, erworben und konnte sich so „unverstellt von ‚marxistisch-leninistischen‘ Schwellen und Vereinnahmungen (...) Engels' Texte selbst erarbeiten, unmittelbar in seiner kritischen Kraft, aber auch seinerseits kritikwürdig“ (S. 544).

Ich war knapp 23 Jahre alt, hatte im April 1968 mein VWL-Studium abgeschlossen und nur am Rande mitbekommen, dass während meines Examens der Studentenführer Rudi Dutschke von einem rechtsradikalen Attentäter lebensgefährlich angeschossen worden war. Zuvor hatte ich im Studium immer wieder einmal nach Marx und Engels gefragt und von Dozenten, die zugaben, nichts von beiden gelesen zu haben, regelmäßig die Antwort bekommen, es lohne sich nicht, sich damit zu befassen. Allerdings: Der BWL-Professor zeigte sich zumindest an dem Thema interessiert und nicht völlig uninformiert. Dass der junge Wirtschaftstheoretiker C. C. von Weizsäcker, der seit Herbst 1965 in Heidelberg die Tafeln voll Formeln schrieb und sich selbst als „eingefleischten Neoklassiker“ bezeichnete, sich in seinem Basler Rigorosum 1961 mit Marx beschäftigt hatte und als echter Liberaler auch sonst heterodoxen Fragestellungen gegenüber offen war, merkten wir erst 1968/69. Dominante Fachthemen waren bis dahin Globalsteuerung, mittelfristige Finanzplanung und neoklassische Synthese. Sozialismus spielte kaum eine Rolle. Ich sammelte derweil, neben anderem, preiswerte, oft antiquarische DDR-Ausgaben von Marx/Engels-Texten (sie traten gewöhnlich im Duo auf), zunächst mehr zur Abrundung meiner Büchersammlung als zur intensiven Lektüre, schon wegen der zeitlichen Konkurrenz mit der „wirklich“ examensrelevanten Literatur, Dutschke hatte Ende Januar 1968 bei einer öffentlichen Diskussion in Freiburg den Soziologen Ralf Dahrendorf, damals für die FDP aktiv, als „Fachidioten“ angegriffen und sich dabei die ausgiebig im Fernsehen gezeigte Replik eingefahren, es gebe auch „Fachidioten des Protests“. Das Argument erschien mir nicht ganz unplausibel.

Ziemlich erschreckt hat mich dann aber die öffentliche Reaktion auf das Attentat. Ein weitgehender Konsens schien darin zu bestehen, dass man ja nicht gleich auf Dutschke hätte schießen sollen, dass dieser aber durchaus einen „Dämpfer“ verdient habe. Von Diskursregeln, geschweige denn von Diskursethik war jedenfalls schon damals ähnlich wenig zu hören wie heute in den sozialen Medien. Das Thema „Marxismus und Gewalt“ wurde also für mich nach dem Examen wichtig am Beispiel eines linken Intellektuellen in Deutschland, der Gewaltopfer eines Rechtsradikalen geworden war. Das wurde wenige Monate darauf verstärkt durch den auch für Ulrich Klan prägenden sowjetischen Einmarsch in die friedliche Tschechoslowakei, deren Flagge ich alsbald an meinem VW-Käfer befestigte. An



eine größere Protestdemonstration gegen den völkerrechtswidrigen Einmarsch kann ich mich im Raum Heidelberg nicht erinnern. Aber ich hatte jetzt, für acht Monate ausgestattet mit einem kleinen Promotionsstipendium, Zeit, mich nicht nur mit Alfred Marshalls „Principles of Economics“ (London et al. 1890/1920), sondern auch mit meiner Marx/Engels-Literatur eingehender zu beschäftigen und diese weiter preiswert zu ergänzen.

Einen der ersten Texte, die ich mir nun genauer anschaute, war, wie bei Ulrich Klan, *Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft* (1880), ein anderer der bereits genannte Almanach-Artikel *Von der Autorität* (Dezember 1873). Wie zwiespältig Letzterer mindestens in Teilen auf mich wirkte, zu einer Zeit, als aus den kapitalistischen USA schon die ersten Wellen von *job rotation*, *job enlargement* und *job enrichment* über den großen Teich zu uns herüberschwappten, habe ich oben bereits durchblicken lassen. Allerdings ist mir seitdem auch noch das damalige Faszinosum entschwunden, dass Engels tatsächlich Vorstellungen einer systemübergreifenden, gewissermaßen neutralen Technik und Rationalität des Großbetriebes vertrat.<sup>6</sup> Die Fragwürdigkeit seiner Position schwante mir aber schon 1968, als die Unternehmerseite in Deutschland der wachsenden Forderung nach betrieblicher Partizipation mit dem flotten Argument entgegentrat, Demokratie ende vor Schulen, Gefängnissen und Unternehmen. Ich fand diese Zusammenstellung apart, und sie erinnerte mich ein wenig an Engels. Immerhin wusste ich jetzt, dass ich mich künftighin auf Fragen von Mitbestimmung, Arbeiterpartizipation, Arbeiterselbstverwaltung und auf außermarktliche Allokationsmechanismen konzentrieren wollte.

In vielem, was Ulrich Klan an Engels schätzt und an ihm kritikwürdig findet, fühle ich mich mit ihm verbunden, etwa in seiner Hochschätzung von dessen „wissend veränderndem Blick auf die Wirklichkeit“, aber auch in seiner positiven Sicht auf Utopien, in seiner kritischen Wahrnehmung von selbstreklamierter Wissenschaft, in seiner Kritik an Begriffen wie „Lumpenproletariat“ und nicht zuletzt in seiner Ablehnung des Militarismus. In dem letzten Punkt bin ich freilich in den vergangenen 25 Jahren etwas nachsichtiger geworden, nachdem ich mich Max Weber zugewandt hatte. Dieser beeindruckte mich durch seine, wie ich meine, Marx und Engels deutlich überlegene Behandlung des Konzepts der „materiellen Interessen“. Allerdings stieß ich bei Weber unerwartet auf eine ausgeprägte Rhetorik des „Kampfes“, die mich schon bei Engels (und Marx) gestört hatte, und sein konsequentes Eintreten, etwa gegen Schmoller, dafür, dass man eigene Werturteile kenntlich machen müsse und sie nicht als objektive Wahrheiten maskieren dürfe, weckte in mir bald den Verdacht, dies wissenschaftstheoretische Engagement sei auch von dem Wunsch gespeist, die eigenen, heute oft imperialistisch erscheinenden Werturteile desto vehementer vertreten zu können. Selbst die Schroffheit

<sup>6</sup> Eine sehr lesenswerte Analyse und Kritik dieses „neutralen“ Verständnisses von Technik, das sich bei orthodoxen Marxisten und orthodoxen Neoliberalen gleichermaßen noch immer großer Beliebtheit erfreut, findet sich, wenn auch ohne expliziten Bezug zu Engels, bei Stephen A. Marglin: What Do Bosses Do? The Origins and Functions of Hierarchy in Capitalist Production, in: *Review of Radical Political Economics* 6 (1974), S. 60–112.

im literarischen Umgang mit Andersdenkenden und Kontrahenten war den „bürgerlichen“ Sozialwissenschaftlern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts kaum weniger vertraut als den „wissenschaftlichen Sozialisten“ dieser Zeit. Der Ton war generell etwas ruppig, nicht nur zwischen Engels und Dühring, und mitunter musste ein Duell, als Spätform des mittelalterlichen Gottesurteils, entscheiden, wer wen zu Recht beleidigt oder wer wessen Frau zu Unrecht verführt hatte.<sup>7</sup> Der allgemein verbreitete Militarismus, selbst und gerade bei den „gebildeten Schichten“, ging im zweiten Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts sogar so weit, dass er die Überlegenheit des „deutschen Geistes“ zumindest faktisch an der Reichweite von Geschützen und den Opferzahlen von Giftgaseinsätzen festmachen wollte.

Die Geschichte der „Studentenbewegung“ von 1968ff. soll hier nicht rekapituliert werden. Aber ein paar kurze Reminiszenzen sind hilfreich. Im Wintersemester 1968/69 bildete sich in Heidelberg eine „Kritische Universität“, in der Assistenten, Doktoranden und Studierende sich mit vielen verschiedenen Themen befassten, von der Psychoanalyse über die Wohlfahrtsökonomik bis hin zu einem bunten Strauß teils eher marxistischer, teils eher leninistischer Arbeitskreise zur „Politischen Ökonomie“. Man traf sich an unterschiedlichen Orten, der wichtigste davon war das „Collegium Academicum“ (CA), ein etwas heruntergekommenes Gebäude hinter der Neuen Universität (NU). In einem der Marx-Engels-Arbeitskreise, in dem ich gerade mitarbeitete, ging es vor allem um den „Spätkapitalismus“ und die diesbezüglichen Prognosen der Klassiker. Ich brachte dabei Eduard Bernsteins Kritik an den von Marx behaupteten Konzentrationstendenzen zur Sprache und erntete fast unisono das (tot)schlagende Argument: „Aber der ist ja ein Revisionist!“ Ich nutzte eine gerade fällige Pause zur Abfassung eines Vierzeilers, mit dem ich die zweite Sitzungshälfte einleitete: „Es stimmt, der Ede Bernstein ist/von Grund auf ein Revisionist./Jedoch, was würden wir verlieren,/wenn wir, was falsch ist, revidieren?“

Das kam natürlich nicht besonders gut an, und ich muss zugeben, dass es mir dabei mehr um Provokation als um Wissenschaftstheorie ging. Aber mir imponierte Bernstein, der mit preußischen Gewerbestatistiken gegen die sozialistischen Klassiker argumentierte, und ich empfand das auch als wohlthuende Auflockerung unseres feierlich gestimmten Arbeitskreises, der sich, wie viele andere Konventikel dieser Zeit, zwar im Sinne von Spencers *collegia pietatis* der inneren Erbauung widmete, dabei aber natürlich die Bibel durch andere heilige Schriften ersetzte und sich mitunter in (quasi)theologische Dispute verhedderte (vor denen Spener doch immer wieder gewarnt hatte). Ich war gelegentlich versucht, den Teilnehmenden, mich selbst eingeschlossen, zuzurufen: „Glotzt nicht so romantisch!“ (Bertolt Brecht, *Trommeln in der Nacht*). Als sich später an Stelle der meist textkri-

<sup>7</sup> Auf diesem Weg verlor auch die deutsche Arbeiterbewegung einen ihren Gründer, Ferdinand Lassalle, am 31. August 1864. Engels zeigte sich, ähnlich wie Marx, davon betroffen, stellte aber in seinem Brief vom 4. September 1864 sich und seinem Freund die eher rhetorische Frage: „Wie konnte ein politischer Mann wie er sich mit einem walachischen Abenteurer schießen?“ (MEW 30, S. 233.) Er verwechselte dabei allerdings den offiziellen Verlobten von Lassalles Herzensdame Helene von Dönniges, den rumänischen Fürsten Janko von Rakowitz, der nur Sekundant war, mit dem tatsächlichen Duellanten, Helenes Vater Wilhelm, einem Diplomaten im Dienste Bayerns.

tischen Fragen an und über Marx und Engels stärker realitätskritische Fragestellungen wie die „Grenzen des Wachstums“ (1972)<sup>8</sup> geltend machten, geriet die zuvor meist in kleinen Zirkeln geführte Diskussion rasch in die allgemeine, oft außerakademische Öffentlichkeit, auch in die politischen Parteien. In meiner eigenen, der SPD, bestimmte damals der unlängst verstorbene Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit Erhard Eppler die beginnende ökologische Debatte. Er tat das mit Engagement, aber noch immer im Ton der vorangegangenen politökonomischen Erörterungen, stets mit einem gehörigen Schuss Bußpredigt. Als mir damals zugetragen wurde, der Fraktionsvorsitzende Herbert Wehner habe den Minister Eppler als „Pietkong“ bezeichnet, fand ich das ziemlich ungehörig und der ökologischen Problematik nicht angemessen, aber im Hinblick auf die äußere Form durchaus zutreffend.

#### 4. Entwicklungsprozesse

Das Problem der Transformation unter dem Postulat der Nachhaltigkeit behandelt Rainer Lucas (Wuppertal), der andere Kurator von *Engels2020* in Teil 3 *Arbeit, Leben, Geschlechterverhältnisse*. Er fordert einen anderen Umgang mit den Produktivkräften, von der Naturbeherrschung (die ja Engels nicht ganz fremd ist) hin zur „Allianztechnik“, einer „konkreten Utopie“ in Ernst Blochs *Prinzip Hoffnung* (Frankfurt/M. 1973), das die soziale Revolution als „zwischenmenschliche Revolution“ begreift „und nicht als Prozess der Eroberung staatlicher Macht“ (S. 321). Lucas vermutet unter generellem Verweis auf Engels' Hinwendung zur *Dialektik der Natur* (1873 bis 1883): „Der alte Engels (...) hätte seine Freude an dieser Denkweise“ (S. 322). Das hätte man gerne noch ein bisschen konkreter gewünscht. Hilfreich ist seine Auseinandersetzung mit verschiedenen Ansätzen zur Entwicklung der Produktivkräfte – von Karl Polanyis (1944) bis hin zu Uwe Schneidewinds (2018) *Großer Transformation*<sup>9</sup> –, die mitunter über eine Kritik eines engen technizistischen Verständnisses hinausgehen und Anstöße zu einem neuen Transformationsbegriff geben, aber auch ihrerseits wieder zu kurz greifen (können). Also ein weites Feld.

Burghard Flieger (Freiburg) gibt anhand Engels' Schrift zur Wohnungsfrage und der damaligen Diskussion über Wohnmöglichkeiten für die Arbeiterschaft einen instruktiven Überblick über die derzeitige Diskussion und Lage auf diesem „Markt“, die durch keineswegs ideologiefreie Gesetzesänderungen in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts bestimmt sind. Reformen der damaligen Reformen erscheinen daher notwendig, und sie sollten keineswegs durch die von Engels (und Marx) im 19. Jahrhundert geschwungene Utopiekeule gegen konkrete Lösungsvorschläge (vgl. S. 351) heute erneut wieder aus der gesellschaftli-

<sup>8</sup> Dennis Meadows et al.: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome. Frankfurt/M. 1972.

<sup>9</sup> Karl Polanyi: The Great Transformation. Politik und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen (Am. Original 1944 ). Frankfurt/M. 1978. – Uwe Schneidewind: Die große Transformation. Eine Einführung in die Kunst gesellschaftlichen Wandels. Frankfurt/M. 2018.

chen Diskussion verdrängt werden, sozusagen im unfreiwilligen Verbund mit neoliberalen Denkverboten. Es hätte, meine ich, nicht erst der Corona-Krise bedurft, um der Einsicht wieder zum Durchbruch zu verhelfen, dass Arbeiterwohnungen nicht nur eine Angelegenheit der unmittelbar Betroffenen sind und dass sie daher von der Gesellschaft nicht einfach regelungsfrei einer unsichtbaren Hand überantwortet werden dürfen, die sich eben auch dann nicht offenbart, wenn es darauf ankäme: Sie kümmert sich keineswegs von selbst um allfällige Auswirkungen beengter und unhygienischer Wohnverhältnisse auf die ganze Gesellschaft. Auf die Wiederbelebung des Stadt-Land-Gegensatzes und die zunehmend globalisierte Dimension der Wohnungsfrage in den Städten verweisen auch Daniel Lorange und Katharina Simon (beide Wuppertal). Progressive Praktiken in diesem Bereich könnten, ganz im Sinne von Engels, erste Schritte zu einer umfassenderen Umgestaltung der Gesellschaft insgesamt darstellen.

Die Berliner Sozialwissenschaftlerin Gisela Notz setzt sich mit Engels' „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ (1884, MEW 21, S. 25–173) auseinander und fragt, „was er uns heute noch zu sagen hat“. Engels' Schrift wurde erstmals 1884 als Monographie publiziert, August Bebel's Buch „Die Frau und der Sozialismus“, von der Verfasserin ebenfalls angegeben, aber nicht weiter ausgewertet, erschien 1879 und wurde alsbald in Deutschland verboten; die 2. überarbeitete Auflage kam 1883 in Zürich heraus, mit dem Titel „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (der die deutsche Zensur überlisten sollte). Engels bedankte sich bei Bebel, mit dem er auf „Genossen-Du“ stand, Anfang 1884 höflich-reserviert für die Zusendung eines Exemplars, obwohl dieser in der Neuauflage eigens auf Engels' „Anti-Dühring“ (1878, MEW 20) eingegangen war. Engels erwähnt Bebel's nach dem Ende der Sozialistengesetze (1890) weit verbreitetes Buch auch nicht in späteren Auflagen des „Anti-Dühring“ und ebenso wenig im „Ursprung der Familie“, Bebel umgekehrt schon.<sup>10</sup> Warum, ist unklar; eine Unzufriedenheit von Engels mit dem „kompromisslerischen“ Bebel, der in der Partei zwischen Gegnern und Anhängern von Eugen Dühring zu vermitteln suchte, erscheint plausibel. Gisela Notz schlägt in ihrem Beitrag eine Brücke von der vorletzten Jahrhundertwende bis hin zur Gegenwart, die sie immer noch vom „Familismus“ und einer zunehmenden Verengung auf ein kleinfamiliales Verständnis geprägt sieht.

Engels' Offenheit in „Genderfragen“, jedenfalls für seine Zeit und im Vergleich zu Marx, ist Gegenstand eines Briefwechsels selbtritt, „Nachdenken mit Friedrich Engels“, von Adelheid Biesecker (Bremen), Frigga Haug (Los Quemados/Esslingen) und Uta von Winterfeld (Wuppertal/Kassel). Sie finden dabei, nicht überraschend, viel Anregendes, Weiterführendes, Widersprüchliches und Problematisches in puncto Natur- und Geschlechterfragen. Engels erscheint hier als guter Stichwortgeber, über dessen Begriffe und Vorstellungen es sich, ausgestattet mit heutigen Wissens- und Politikmodulen, 150 Jahre später trefflich diskutieren lässt.

Die gewaltigen Veränderungen, die sich derzeit durch die „Digitalökonomie“ vollziehen, werden schließlich in Teil 4 *Wissenschaft, Utopie, Zukunft* von Lutz

<sup>10</sup> Siehe etwa August Bebel: Die Frau und der Sozialismus (1879). 62. Aufl. Berlin 1950, Kap. I.1, Abschnitt 3, S. 49, Fußnote 9.

Becker (Köln) in den Vordergrund gestellt; er lässt didaktisch klug seine Botschaft zu „Fliehkräfte[n], Krisen und Transformation“ mit der Durchsetzung der Druckkunst im Bergischen Land Anfang des 16. Jahrhunderts beginnen. Er legt so nebenbei einen indirekten Link zu frühen Transformationen, insbesondere zu kulturell-wirtschaftlichen Sprach- und Staatsbildungsprozessen, wie sie sich im Anschluss an den Buchdruck durch die Bibelübersetzung Luthers oder die niederländische *Statenbijbel* herangebildet haben, Prozesse, die schließlich über viele weitere Vermittlungsschritte zur „Digitalisierung“ und zur Ablösung der „klassischen Marktökonomie“ führen. Seine Titelfrage: „What’s next, Fred?“ sollte von der Leserschaft vielleicht nicht mit „Was kommt als nächstes?“ übersetzt werden, denn Engels war ja kein Prophet, wenn er sich nicht gerade einmal im quasi-religiösen Sprachmodus bewegte, sondern wohl besser als Frage an ihn verstanden werden, wie er denn auf inzwischen eingetretene oder in Kürze erwartbare technisch-gesellschaftliche Transformationen reagieren würde oder reagiert hätte.

„Würde Engels heute für Postwachstum kämpfen?“, fragt Peter Hennicke (Wuppertal). Seine „Entdeckungsreise zum gesellschaftlichen Naturverhältnis“ führt ihn zu vielen theoretischen und praktischen Hauptproblemen. Er zeigt an verschiedenen Beispielen, wie wichtig der Einbezug von Erkenntnissen und Denkweisen der marxistischen Denktradition in die theoretische und praktische Behandlung der drängenden Gegenwartsfragen ist, und verweist auf beispielgebende Ansätze wie das „integrierte Marxstudium“ im Rahmen der akademischen Ausbildung zum Volkswirt/zur Volkswirtin an der Universität Heidelberg (dessen Beginn er versehentlich um vier Jahre auf 1965 vorverlegt<sup>11</sup>). Sein Postulat „Klimawandel ist kein ‚Marktversagen‘“ (S. 478) erinnert mich lebhaft an die scheinbare Harmlosigkeit und tatsächliche Unterschätzung des Externalitätenproblems bei Arthur Cecil Pigou (dem Begründer und Autor der *Economics of Welfare*, 1920): Pigous Beispiel des Funkenflugs einer Eisenbahn, die das Gehölz entlang den Schienen zum Brennen bringt (was durch eine „Steuer“ kompensiert und korrigiert wird), lässt uns eher an ein heimeliges Lagerfeuer als an die großflächige Zerstörung der tropischen Regenwälder durch Brandrodung denken. Es bedarf zur Nachhaltigkeit aber nicht nur neuer wissenschaftlicher Konzepte, sondern grundlegender politischer und institutioneller Reformen, insbesondere im Bereich der internationalen Finanzmärkte, denn: „Das entfesselte Finanzkapital ist gleichsam der Brandbeschleuniger des Kapitalozäns und der damit verbundenen universellen Umweltzerstörung“ (S. 493).

Der Aufruf von Lars Hochmann (Bernkastel-Kues) „zur Kritik im Handgemenge“ ist von der einsichtigen Überzeugung getragen: „Demokratien leben vom Widerspruch.“ Was heißt das hier? Engels wird richtig gezeichnet als Gegenteil eines „Stubengelehrten“, als einer, dem „Wissenschaft – der Ort des systematischen Denkens – (...) als emanzipatorisches Wagnis [galt]“ (S. 500); leider auch, wie man hinzufügen muss, mitunter als Mittel zur Abwehr unerwünschter Kritik. Die von Hochmann beklagte „Tendenz mathematischer Metaphysik“ (S. 506) eskalierte in den Wirtschaftswissenschaften indes nicht mit Alfred Marshalls *Principles*

<sup>11</sup> Tatsächlich begann die Integration marxistischer Lehrinhalte in das Heidelberger VWL-Studium erst 1969. Siehe dazu oben Abschnitt 3.

of *Economics* (1890/1920), denn die von ihm vorgeschlagene Ablösung des Begriffs *Political Economy* war damals noch kein Programm zur Inhaltsbeschränkung, ebenso wenig wie die vermeintlich universale Verwendung mathematischer Formeln und Verfahren. Wer in das Buch hineinschaut, entdeckt weit über 95% Text und eine Vielzahl unterschiedlicher, gemäß heutigem *Mainstream* oft nicht-ökonomischer Fragestellungen, also deutlich weniger als 5% Formeln. Der deutsch-amerikanische Entwicklungsökonom André Gunder Frank, bekannt für seine „Dependenztheorie“, der Anfang der fünfziger Jahre an der University of Chicago studierte, erzählte mir etwa 1984, man habe ihn seinerzeit sogar vor dem Text von Marshall gewarnt und aufgefordert, sich auf seine Mathematik zu konzentrieren. Der mathematische Anhang macht ganze 16 von 706 Seiten aus. Der wirkliche Bruch vollzog sich nicht 1890 oder 1920, sondern 1947 durch Paul A. Samuelsons *Foundations of Economic Analysis* (Cambridge, Mass.), stark am Vorbild der Physik orientiert und als *breakthrough in political economy*[!] gepriesen, so die Verlagswerbung. Marshall dagegen sah die Biologie, nicht die Naturwissenschaften schlechthin, als Leitwissenschaft an, hatte aber eine zu harmonische Naturvorstellung und gab folglich seinem Lehrbuch das Motto: *Natura non facit saltum* (Die Natur macht keine Sprünge).

Hochmanns Kritik an den „methodischen Fingerübungen“ und an dem „System hochgeranker Zeitschriften“ ist natürlich sehr berechtigt. Diese Exerziten haben sich inzwischen bedenklich verselbständigt. Als Berichterstatter einer Berufungskommission hatte ich einmal einen in den Bewerbungsunterlagen angegebenen Aufsatz gelesen und kritisch beurteilt. Ein anderes Kommissionsmitglied meinte jedoch, der Artikel sei gut. Zu meinen Beurteilungsgründen sagte es nichts. Als ich darauf hinwies, war die Antwort: „Aber er steht in einem guten Journal.“ Mein Hinweis darauf, dass sich auch einmal ein schlechter Aufsatz in eine gute Zeitschrift verirren könnte, blieb unbeantwortet. Dabei hatte ich gar keine Grundsatzkritik am Ranking geäußert!<sup>12</sup> Mit der Mathematik ist es übrigens wohl ähnlich wie mit dem Geld, von dem Balzac sagt, es sei ein guter Diener, aber ein schlechter Herr. Schließlich: Über Engels als „Möglichkeitswissenschaftler“ kann ich leider (noch) nichts sagen, denn davon verstehe ich bisher einfach zu wenig.

Karl Marx soll einmal gesagt haben: „Je ne suis pas Marxiste.“ Wie steht es mit Engels? Claus Thomasberger (Berlin) informiert dazu „Über Hintergründe und Folgen der Utopie eines zukünftigen ‚Reichs der Freiheit‘“. Eugen Dührings „sozialliberale“ Vorstellungen von einem künftigen sozialistischen Gemeinwesen waren Friedrich Engels’ Hoffnungen auf ein „Reich der Freiheit“ diametral entgegengesetzt. Engels sah zwar, „dass auch die Bourgeoisie sich den ökonomischen Notwendigkeiten nicht entziehen [konnte]“ (S. 529). Was er, hierin Marx eng ver-

<sup>12</sup> Im Österreich des späten 19. Jahrhunderts soll die Stampiglien-Gebühr für einen Meisterbrief im Handwerk eines Fleischhauers und Selchers genauso hoch gewesen sein wie für eine Urkunde über eine erfolgreiche Habilitation, z. B. in Nationalökonomie. Auch wenn das wohl kein Zufall war, sollte man daraus keine weiteren inhaltlichen Schlüsse ziehen. Um zu einer solchen Urkunde aber überhaupt zu gelangen, war es damals in Deutschland, besonders in Preußen, ratsam, viel Geschichte und wenig Nutzentheorie zu betreiben; Österreich war in diesem Punkt im doppelten Wortsinn „liberaler“. Aber im ganzen deutschen Sprachraum und weit darüber hinaus waren Marxisten unerwünscht.



bunden, zu wenig sah, war die – natürlich in der ökonomischen Literatur gerne übertriebene – Koordinations- und Informationsfunktion von Märkten. Engels und Marx wurden in dieser Hinsicht wohl Opfer ihrer Hegel'schen Rhetorik, verbunden mit einem Schuss Geschichtsdeterminismus, durch den sie sich den Wind der historischen Notwendigkeit gleichsam in den eigenen Rücken bliesen. Bei Engels kamen vielleicht noch ein paar unverdaute Restbestände von Pietismus hinzu. Aber selbst ein braver Reformist und Revisionist wie Eduard Bernstein pflegte noch die überkommene Redeweise von gesellschaftlicher Planung ohne genaue Spezifikation des Anwendungsbereichs. Bei Engels verwundert das noch mehr, denn er kannte ja als ausgebildeter Jungunternehmer die bürgerliche Geschäftspraxis, die trotz mancher normativer und faktischer Mängel leidlich funktionierte und von der er – und über ihn Marx – auskömmlich, wenn auch nicht mit Reichtümern gesegnet, leben konnte, selbst in tatsächlichen oder gemutmaßten Krisenzeiten.

Mit dem Neoliberalismus tut sich Thomasberger ein wenig schwer, wenn er Alexander Rüstow, gemeinhin als einer der „Gründerväter der sozialen Marktwirtschaft“ betrachtet, dem neoliberalen Lager zurechnet und nicht dem Ordo-Liberalismus von Walter Eucken, dem er deutlich nähersteht.<sup>13</sup> Schön arbeitet er heraus, dass „Marx' Leugnen des Problems der Übersicht in einer komplexen Gesellschaft“ (S. 537) faktisch das Vordringen des Neoliberalismus begünstigte, und richtig betont er, dass es bei vielen inhaltlichen Defiziten von Engels' Arbeiten „die Schwächen von Marx selbst [sind], die (...) zum Vorschein kommen“ (S. 539). Engels' – vielleicht übertriebene – Loyalität speist sich aus einer nahezu lebenslangen Verbundenheit mit Marx, die selbst seine tiefe Enttäuschung durch den unempathischen Freund beim Tod seiner Frau Mary Burns überstand, und auch aus seiner umfangreichen editorischen Arbeit an dessen schriftlicher Hinterlassenschaft, die ihn eher unbeabsichtigt nach Marx' Tod zu einer Art „Gralshüter des Marxismus“ werden ließ. Damit geriet er zwangsläufig in eine politische Rolle, die sich nicht leicht mit seinen wissenschaftlichen Ansprüchen in Einklang bringen ließ. Dass so etwas nicht immer gut geht, haben in den letzten 150 Jahren auch andere Kollegen aus meiner Zunft zu ihrem Leidwesen erfahren müssen.

Reinhard Pfriem, vielfältig mit Wuppertal, Berlin und Oldenburg verbunden, stellt im letzten Beitrag des Bandes „Die Entwicklung der besseren Gesellschaft von der Wissenschaft zur Utopie“ just die Schrift „vom Kopf auf die Füße“ (S. 563), die Ulrich Klan und mich vor gut 50 Jahren in den ersten, doch nicht ganz konfliktfreien Kontakt zu Engels gebracht hatte. Aber auch er hat Schwierigkeiten mit seiner „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ (1880/1882), die er – zu Recht – vom damaligen Zeitgeist der „(Natur-)Wissenschaftsgläubigkeit“ geprägt sieht. Die verständliche Abkehr von einem übersteigerten Idealismus, hinter dem sich konkrete Machtinteressen und oft genug antisemitische Vorurteile verbargen, führte über die Ablehnung scheinbar idealistischer Thesen wie Heinrich von Treitschkes (1879) „Männer machen die Geschichte“ zu einer erneuten inneren Bestätigung der schon zuvor erworbenen „materialistischen Geschichtsauffassung“, die zum marktbeherrschenden marxistischen Markenzei-

<sup>13</sup> Im Text steht „Walter Rüstow“, im Literaturverzeichnis aber richtig „Alexander Rüstow“.

chen gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts wurde. Engels schwankt zwischen Naturbeherrschung, der Bändigung und Indienstnahme von Natur einerseits und Hinweisen auf Naturzerstörung andererseits, die er aber vor allem mit dem Kapitalismus verbindet (womit er indirekt die Hoffnung nährt, das werde im Sozialismus tendenziell verschwinden). Er ist „wie alle wirklichen Menschen (...) ein Kind seiner Zeit“ (S. 570). Der späte Engels erkennt in Briefen zwar die Notwendigkeit, „das eigene Theoretisieren *nicht als Doktrin, sondern als Methode* zu sehen“ (ebd.), aber seine zuvor beißende Kritik am „systemschaffende[n] Herr[n] Dühring“ (MEW 20, S. 6) wird m. E. schon dadurch in Frage gestellt, dass er 1885 noch selber glaubt, „die Natur [sei] jetzt so weit, dass sie der dialektischen Zusammenfassung nicht mehr entrinnt“ (ebd., S. 14).

Reinhard Pfriem betont die Offenheit der Zukunft, plädiert, ähnlich wie zuvor Lucas, für die Rehabilitation des Begriffs der (realen) Utopie, für ein „mögliches Wissen von der besseren Gesellschaft“ und eine „Möglichkeitswissenschaft“ (mit der ich mich aber, wie oben gesagt, erst noch näher befassen muss). Seine Kritik an der bipolaren Gegenüberstellung von Kapitalismus und Sozialismus ist einleuchtend, gleichwohl plädiert er für Nüchternheit und Skepsis, aber zugleich Entschlossenheit und Parteilichkeit bei der Untersuchung von Bedingungen und Möglichkeiten einer besseren Gesellschaft. Das hätte Friedrich Engels vermutlich gefallen, auch der Ausdruck „Parteilichkeit“, ich würde lieber von „Entschiedenheit“ sprechen, denn die „Parteilichkeit“ erinnert mich, vom Verfasser sicherlich nicht so gemeint, doch zu sehr an einen Liedtext von Kurt Barthel, dem 1. Sekretär des Deutschen Schriftstellerverbandes, über den sich 1953 Bertolt Brecht aus ernstem Anlass lustig gemacht hat. Trotz unterschiedlicher Begriffe sind wir aber in der Sache höchstwahrscheinlich nicht sehr weit auseinander.

## 5. Statt eines Resümees

Am Ende des Überblicks über einen so vielfältigen und vielschichtigen Sammelband von 600 Seiten fühlt man sich gewöhnlich verpflichtet, der eiligen Leserschaft eine ganz knappe und handliche Zusammenfassung, ein summarisches Buchurteil in wenigen Sätzen zu geben. In diesem Fall erscheint mir das kaum möglich, und der Grund dafür ist zum einen die Vielschichtigkeit von Friedrich Engels als Mensch, als Politiker und Wissenschaftler. Zum anderen fügen sich die vielfältigen Perspektiven, Wahrnehmungen, Einsichten und Fortschreibungen der Autor(inn)en, sogar unabhängig vom konkreten Jubilar, nicht zu einem geschlossenen, schon gar nicht abgeschlossenen Bild von Leben und Werk des Geehrten zusammen. Das hat auch zu tun mit der unterschiedlichen Intensität, mit der die einzelnen Beiträge auf Aspekte von Engels' Leben und Werk eingehen, sei es in seiner Historizität, sei es in seiner mutmaßlichen Aktualität. Da spielt es natürlich eine wichtige Rolle, wie sehr man sich schon bisher mit dem Themenfeld befasst hat, wie gut man die Quellen und frühere Erörterungen der Thematik kennt und versteht. Manche Artikel scheinen motiviert zu sein durch den Versuch einer Antwort auf die Frage: Was fällt mir zu Engels in meiner gegenwärtigen Lebenssituation ein? Andere Artikel sehen sich in der Kontinuität einer Rezeptionsgeschichte, die es fortzuschreiben oder günstigenfalls weiter zu entwickeln gilt. Wieder ande-

re Beiträge sind von dem Bemühen getragen, die Aktualität des Klassikers und/oder ihrer spezifischen Fragestellung nachzuweisen in Form eines elaborierten Aufsatzes im Themenkreis: Was hat Engels uns heute (noch) dazu zu sagen? Um Missverständnissen vorzubeugen: All das sind legitime, wenn auch nicht immer besonders fruchtbare Perspektiven für eine weiterführende Diskussion. Am spannendsten sind natürlich die Beiträge, die auf der Grundlage zahlreicher, vielleicht sogar neuer oder jedenfalls weniger bekannter Quellen und in Kenntnis der bisherigen Diskussionen ein neues Licht auf Person und Werk von Friedrich Engels werfen. Und davon hat diese Textsammlung eine ganze Reihe.

Eine plausible Lehre aus dem Jubiläumsband und aus der erneuten Befassung mit Friedrich Engels scheint mir die Einsicht zu sein, dass wir ihn heute nur dann wirklich beerben und für die Zukunft fruchtbar machen können, wenn wir die Zeitgebundenheit mancher seiner Anschauungen nicht nur entschuldigend, sondern auch kritisch zur Kenntnis nehmen, wenn wir seine charakterlichen und religiösen Prägungen wirklich ernst nehmen und in Betracht ziehen, nicht im Sinne einer Psychologisierung seiner Ansichten, sondern im Sinne einer verständigen Kontextualisierung. Die Legende der von Engels abschließend vollzogenen Religionskritik und vom vollständig geglückten Übergang zu Wissenschaft und Vernunft sollte als mythische Erzählung verstanden werden, nicht als unwiderleglicher Tatsachenbericht. Für den jungen Engels war David Friedrich Strauß' Werk „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“ (1835/36) ein wichtiger Schritt bei seiner Ablösung von einem beengenden und belastenden wörtlichen Verständnis der Bibel, das zu Bigotterie und Unaufrichtigkeit geführt hatte. Eine beschönigende Rezeption, die Engels sakralisiert, anstatt ihn zu kritisieren, ist letztlich nichts anderes als säkularisierte, aber schlechte Theologie. Sowohl Religion als auch Religionskritik können indes wertvolle Impulse zu verantwortlicher theoretischer und praktischer Bemühung um verbesserte soziale Verhältnisse geben; sie garantieren solche Zustände aber nicht. Diesem Sammelband ist eine große Leserschaft zu wünschen, denn er hat das Potential, nicht nur unsere Kenntnisse von Engels' Leben und Werk zu erweitern, sondern ebenso unser Verständnis dafür zu schärfen, wie man den Geehrten richtig feiert. Sicherlich nicht durch Heldenverehrung oder Verriss.

Ein Letztes: Die „Genderfragen“ oder „Geschlechterverhältnisse“ spielen in dem Band eine große Rolle, und sie tun das ja auch in der Realität. Ein zweiter, damit zusammenhängender Fragenkomplex betrifft die Angemessenheit der damaligen und heutigen Diskussionen im Umkreis dieses „sozialistischen Klassikers“. Also: Ist Engels jeweils fair mit seinen Kritiker(inne)n umgegangen und umgekehrt? Und weiter: Sind heutige Erörterungen zu den damaligen Auseinandersetzungen ihrerseits so sachlich und objektiv, wie sie es selber beanspruchen? Schließlich, und vermutlich am schwierigsten zu beurteilen: Welche Perspektiven künftiger Forschung erscheinen in diesem Feld besonders aussichtsreich? Dazu gehört natürlich auch ein genauer Blick auf implizite Hierarchien und Herrschaftsverhältnisse in den nur auf den ersten Blick gleichberechtigten und rationalen Diskursen über die Thematik. Die Herausgeber nennen sie „Arbeiten am Widerspruch“ und widmen den Sammelband Engels zum 200. Geburtstag. Engels hat bekanntlich einen regen, manchmal geradezu inflationären Gebrauch von dem

Begriff „Widerspruch“ gemacht, aber wenn ihm selber Widerspruch gegen seine Auffassungen entgegentrat, hat er das meist nicht als „dialektisch“ gewürdigt, sondern eher als reaktionären Unsinn oder unreife Utopie abzuwerten versucht. Das hat mich an einen Cartoon aus den siebziger Jahren erinnert, in dem ein junger, bärtiger Mann vor einer jungen Frau doziert: „Der Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital ist der Grundwiderspruch; der Gegensatz zwischen Mann und Frau ist ein Nebenwiderspruch.“ Darauf wendet die junge Frau ein: „Aber ...“, und wird von dem bärtigen Jüngling unterbrochen: „Kein Widerspruch!“

Womit können wir uns jetzt von diesem umfang- und inhaltsreichen Sammelband verabschieden, natürlich nicht, um ihn folgenlos im Bücherschrank verstauen zu lassen? Mir fällt hier etwas Altmodisches aus der Poesie ein, das vermutlich Engels (und Marx), jedenfalls wenn sie gerade einmal grimmiger Laune waren, nicht gefallen hätte und das sie dann wohl als „abgeschmackt“ abgetan hätten. Die Lebensdaten des Dichters decken sich zwar weitgehend mit denen von Engels, aber sonst gibt es wenig Berührungspunkte zwischen beiden. Noch mehr gilt das für die Zeit, in der das Versepos spielt. Wir sind im Jahr 1523, nicht in einem kleinen gallischen Dorf, sondern auf der Insel Ufenau im Zürichsee, und es geht um „Huttens letzte Tage“ von Conrad Ferdinand Meyer. Der legt dem dahinscheidenden Reichsritter, der in viele Kämpfe seiner Zeit verstrickt war, die gerne zitierten Worte in den Mund: „Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch.“<sup>14</sup>

Ich weiß, das ist eine unzeitgemäße Schlussbetrachtung. Aber in gewisser Hinsicht erscheint sie mir noch immer aktuell, denn sie richtet den Blick auf die Bedingungen menschlicher Existenz, und zwar nicht nur im individuellen Sinn.

Hans G. Nutzinger

<sup>14</sup> Ulrich von Hutten, Humanist und Kritiker der katholischen Kirche, hat in der dritten seiner drei „Invektiven“ (Schmäreden) 1521 gegen das kirchliche Meinungs- und Deutungsmonopol seiner Zeit deutlich Stellung bezogen und mit den Worten „videtis illam spirare libertatis auram“ eine freiheitlichere Denk- und Lebensweise heraufkommen sehen. Die deutsche Kurzform „Die Luft der Freiheit weht“ (zurückgehend auf den liberalen Theologen D. F. Strauß, 1808–1874, und dessen Hutten-Biographie) ist seit 2002 das offizielle Motto der amerikanischen Stanford University. Da „aura“ wörtlich „Lufthauch“ bedeutet, wäre die Kurzübersetzung „Dieser Hauch der Freiheit weht“ wohl exakter. Strauß' „Leben Jesu“ (1835/36) war, wie im Text dargelegt, wichtig für Engels' Ablösung von einem wörtlichen Bibelverständnis. Friedrich Nietzsche behauptet zwar, Strauß sei ein „rechter satisfait [zufriedener Kunde] unserer Bildungszustände und typischer Philister“ (Unzeitgemässe Betrachtungen I, KSA 1, S. 171), aber ich halte Strauß und Hutten – Letzterem attestiert Nietzsche immerhin „Muth“ (KSA 8, S. 391) – bei all ihrer Zeitgebundenheit für wichtige Aufklärer, die durchaus einen inhaltlichen Bezug zu Engels aufweisen.